



Kunst braucht Freiräume. Werner von Mutzenbecher, Installationsansicht «Kunsthallefilm II / 2017». Foto Philipp Hänger

Gästebuch der Extraklasse

Die Kunsthalle Basel öffnet ihr Fotoarchiv

Von Christoph Heim

Basel. 1839, das Jahr der Erfindung der Fotografie, war zugleich das Jahr der Gründung des Basler Kunstvereins, der dann 1869 die Kunsthalle am Steinenberg eröffnete. Die Koinzidenz ist zufällig, aber hübsch im Zusammenhang mit der aktuellen Ausstellung der Kunsthalle, die sich mit dem fotografischen Gedächtnis des Ausstellungshauses beschäftigt. Zufällig deshalb, weil es noch Jahrzehnte dauern sollte, bis die erste Ausstellung in der Kunsthalle fotografiert wurde.

Im Archiv der Kunsthalle, das schätzungsweise 25 000 Fotos umfasst, stammt eines der ältesten Bilder aus dem Jahre 1902. Es zeigt eine Ansicht aus der Gedächtnisausstellung zu Ehren des 1901 verstorbenen Basler Symbolisten Hans Sandreuter. Die Kunsthalle hatte damals noch dunkle Wände. Die Bilder wurden dicht nebeneinander gehängt. Die grossen Räume wurden unterteilt mit Stellwänden samt Holzsäulen. Zudem verliehen zahlreiche Zimmerpflanzen und Pflanzengirlanden der Ausstellung eine wohnliche Atmosphäre.

Das Sandreuter-Bild steht am Anfang einer chronologischen Darstellung, die fast die ganze linke Wand im ersten Saal im Erdgeschoss der Kunsthalle ausfüllt. Von 1839 bis in die Gegenwart führt ein Zeitstrahl, der von der Arnold-Böcklin-Ausstellung 1897 über Paul Gauguin (1937) bis zu Max

Bill (1944) führt. Der Claude Monets «Wasserlilien» zeigt, die 1949 in der Kunsthalle zu sehen waren und später bei einem Brand im Museum of Modern Art zerstört wurden. Der im Jahr 1958 Halt macht und gleich drei Ausstellungsereignisse von Weltniveau verzeichnen kann: Damals wurden nacheinander «The Family of Man», Jackson Pollock und «Neue amerikanische Malerei» in den ehrwürdigen Hallen gezeigt, in denen man sich seit fast 150 Jahren überaus erfolgreich mit den neuesten Trends in der Kunstwelt beschäftigt.

Schachteln und Bücher

Die Übersichtsdarstellung geht weiter mit Jean Tinguely, Richard Serra und Nam June Paik und führt über Roni Horn, die 1995 hier ausstellte, über Paola Pivi bis zur Performance, die Zhana Ivanova im Jahr 2015 im ersten Stock veranstaltete. Nicht genug, die Schau, die von Sören Schmeling kuratiert wird, dem Leiter des Fotoarchivs der Kunsthalle, erinnert nicht nur an einige unvergessliche Momente in der Geschichte des Ausstellungshauses, sondern zeigt auch den fotografischen Ausschuss, wenn man so will. In den Fotobüchern und Schachteln, die sich über die Jahrzehnte gefüllt haben, fanden sich zahllose Kontaktabzüge, die von Aufnahmen berichten, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren.

Ergänzt, erweitert und vertieft wird die Fotoausstellung mit den Arbeiten

von sechs zeitgenössischen Künstlern, die im Fotoarchiv recherchiert haben und darauf aufbauend eigene Arbeiten entwickelten. Doris Lasch und Astrid Seme haben ein Künstlerbuch gestaltet, dem sie den Namen «Das imaginäre Museum» geben. Raoul Müller, der sich in seiner Kunst obsessiv mit seinem eigenen Vornamen beschäftigt, zeigt Kisten mit lauter Fundsachen, die den Namen Raoul tragen.

Werner von Mutzenbecher projiziert seinen ersten Kunsthallefilm aus dem Jahre 1969, dem er eine aktuelle Version zur Seite stellt, die 2017 entstanden ist. Der Künstler lässt sich bei diesem neuen Werk in der Rückenansicht filmen, wie er die Räume der Kunsthalle durchschreitet und einen Raum nach dem anderen für sich einnimmt.

Cécile Hummel nimmt in ihrer Arbeit Bezug auf die Kunst Neu-Guineas, die 1962 in der Kunsthalle ausgestellt wurde. Sie hat die Wände des grossen Oberlichtsaals mit Umrissen von afrikanischen Totemfiguren bemalt, die sie nun mit einer Blitzlichtlampe beleuchtet. Esther Hunziker schliesslich verwendet in ihrem Video, das auf eine riesige Leinwand projiziert wird, Kunstwerke, die sie auf den Fotos im Archiv gefunden hat. In ihrem Film vollführen die Objekte einen regelrechten Tanz, der völlig losgelöst ist von jedem räumlichen Kontext.

Die Ausstellung «Exposed Exhibitions» ist noch bis 12. November zu sehen.

Wie ich schreibe. 20 Fragen an Tom Drury

Von Markus Wüest

BaZ: Welches Buch liegt gerade auf Ihrem Nachttisch?

Tom Drury: Ich bin gerade unterwegs auf einer Lesereise in Frankreich und habe keinen Nachttisch. Aber das Buch, das ich mit mir herumtrage, heisst «Sincerity» und ist von R. Jay Magill Jr., es ist eine wissenschaftliche Studie zum Konzept der Ernsthaftigkeit. Es gibt allerdings eine ganze Reihe von Büchern, die ich gerne in meiner Nähe habe, weil ich immer wieder darin blättere. Aber die sind bei mir daheim.

Zum Beispiel?

«Strange Tales from a Chinese Studio» von Pu Songling, der Gedichtband «Cold Mountain» von Han Shan und ein Buch, das mich schon seit der High School begleitet, von einem gewissen C. B. Colby, der eine Sammlung von merkwürdigen Geschichten veröffentlicht hatte.

Bücher, die Sie schon lange begleiten?

Ja. Wissen Sie, ich bin viel umgezogen, von Iowa nach Connecticut, nach Florida, dann nach Los Angeles, New York. Und jetzt, seit 2015, lebe ich in Berlin. Viele meiner Bücher sind in den USA eingelagert. Aber jene, die ich oben erwähnt habe, sind immer bei mir. Es geht in diesen Büchern um das Übernatürliche. Sie sind lustig, aber auch nüchtern. Bücher, die man schnell lesen kann, und die ich sehr anregend finde.

Wie sind Sie in Berlin gelandet?

Ich erhielt einen Lehrauftrag der American Academy in Berlin für ein Semester. Davor lebten wir vier, fünf Monate wieder in Iowa. Als wir uns in Berlin eingelebt hatten, merkten meine Partnerin und ich, dass wir gar nicht mehr weg wollen. Wir haben auch schon in Brooklyn gelebt, und Berlin scheint genau dieselbe kulturelle Vitalität zu haben; zu Preisen, die man noch zahlen kann. Ich war seither für ein Semester an einer Uni in Virginia, und als ich wieder nach Berlin zurückkehrte, fühlte ich mich wirklich daheim.

«Was ich zum Schreiben brauche: einen Tisch, Kaffee und einen Aschenbecher.»

Wie ist es denn für einen Schriftsteller, in einer Stadt zu leben, in der man auf der Strasse eine Sprache hört, die nicht die Sprache ist, in der man schreibt?

Für mich nicht so schwer. Ich höre ohnehin nicht sehr gut. Selbst wenn ich in einem englischsprachigen Land unterwegs bin, verstehe ich manchmal nicht genau, was die Leute sagen. Andererseits kann es von Nutzen sein. Mir gelingen manchmal originelle Dinge, weil ich etwas nicht richtig mitkriege.

Beispielsweise?

Kürzlich habe ich gehört, wie jemand sagte, er habe seine Dissertation über Ironie geschrieben. Was ich aber verstanden hatte, war, er habe seine Diss über das Bügeln – «Ironing» – geschrieben. Ich war beeindruckt. Welch ungewöhnlicher Ansatz für eine Doktorarbeit!

Wie ist es denn, in einer anderen Kultur zu leben?

Ach, so unterschiedlich ist die nicht in Berlin. Es ist sehr international. Es ist sehr städtisch, und gleichzeitig entdecke ich auch etwas, das mich an den Mittleren Westen der USA erinnert, wo es ja sehr viele deutsche Siedler gab. Wir waren mal beim alten Flughafen Tempelhof, meine Freundin und ich, und dort in diesem riesigen Park, der früher das Flugfeld war, stand ein Zelt, und dort plärzten christliche Lieder und junge enthusiastische Menschen waren zu sehen, da sagte ich zu meiner Freundin: Das ist genau wie im Mittleren Westen.

Spiegelt sich denn der Ort, an dem Sie leben, früher oder später immer in Ihren Büchern?

Ich habe ja vor allem Romane über den Mittleren Westen geschrieben, und ich schrieb sie in Connecticut, in New York, in Los Angeles – es ist für mich also nicht nötig, im Mittleren



Westen zu sein, um darüber zu schreiben. Es ist sogar vielleicht besser, nicht effektiv dort zu sein, wenn ich darüber schreibe. Ich fühle mich dann freier darin, diese Orte gemäss meiner Fantasie zu nutzen.

Wird das Leben in Berlin irgendwann zu einem Buch von Tom Drury über Berlin führen?

Weiss ich nicht. Könnte sein. Ich lebte, bis ich 18 war, im Mittleren Westen. Ich war jung dort, wuchs heran, ich weiss nicht, ob ich je über einen anderen Ort so schreiben kann wie darüber.

Sind Sie an einem nächsten Buch?

Theoretisch ja, aber ich unterrichte ja auch. Ich würde gern mehr schreiben, aber tue es nicht. Jetzt habe ich gerade einen wahnwitzigen September mit unzähligen Lesungen. Ich hoffe, der Oktober wird besser. Ich mag es sowieso, im Herbst zu schreiben.

Aber Sie haben schon ein paar Seiten?

Jaja, viele Seiten Material, das noch nicht ganz zusammen passt.

«Pacific», der letzte Teil der Trilogie, die nun bei Klett-Cotta als «Grouse County» erschienen ist, stammt aus dem Jahr 2012. Brauchen Sie immer viel Zeit für ein neues Buch?

Wissen Sie, ich habe noch diesen Job als Dozent, und ich hatte eine Reihe andere Jobs davor.

Wünschten Sie, es wäre anders?

Generell fände ich es schon schön, wenn ich mehr Zeit zum Schreiben hätte. Aber eine grosse Tragödie ist es nicht, dass es ist, wie es ist.

Wenn Sie denn schreiben: lieber am Morgen oder lieber am Nachmittag?

Morgen. Ich stehe gerne früh auf und fange an, bevor der Tag sich breit macht. Zudem funktioniert die Fantasie dann besser.

Brauchen Sie Ruhe zum Arbeiten oder pulsierendes Leben?

In Berlin ist es mir unter beiden Umständen schon geglückt. Was ich grundsätzlich brauche: einen Tisch, Kaffee und einen Aschenbecher.

Wie haben Sie gelernt, so tolle Dialoge zu schreiben?

Ich habe als Reporter viele Interviews geführt und auf Band aufgenommen. Und beim Transkribieren, so öd das war, habe ich gelernt, gute Dialoge zu schreiben. Wie Menschen Fragen beantworten, die gar nie gestellt wurden, oder Fragen nicht beantworten, die im Raum stehen... Unser merkwürdiger, nicht immer logischer Umgang mit Sprache.

Lesen Sie sich Ihre Texte vor?

Ja. Oft. Alles was ich veröffentliche. Das ist ein entscheidender Teil des Be- und Überarbeitens.

Wegen des Rhythmus?

Ja. Manchmal klingt es etwas falsch – und manchmal klingt etwas nicht falsch genug, verstehen Sie?

Ja, ich weiss, was Sie meinen.

Die Silben müssen an den richtigen Ort. Wie Perlen an einer Kette.

Sie kehren in der «Grouse»-Trilogie immer wieder nach Iowa zurück. Warum?

Mich interessiert es sehr, immer mal wieder nachzusehen, wie es den Menschen, den Charakteren geht, die ich geschaffen habe. Was wurde aus ihnen? Was hat das Leben mit ihnen gemacht? Und ich glaube, die Leser interessiert das auch.

Tom Drury (61) ist im US-Bundesstaat Iowa aufgewachsen. Er studierte Journalismus und Literatur. Er liest am 26. September, 19 Uhr, im Basler Literaturhaus.

Das aktuelle Buch: «Grouse County», Klett-Cotta 2017, 795 S., ca. Fr. 38.–.

Das Universum im Ei

Die Puppenspielerin Stefanie Oberhoff und ihre Gräfin am Figurentheaterfestival

Von Clara Vuille-dit-Bille

Basel. «Die Gräfin» von Stefanie Oberhoff ist alt, hat weisse Haare, die aussehen wie ein aufgetürmter Ameisenhägel, und zwei verschiedene grosse Hände. Im Säali zum Goldenen Fass, wo sie am Donnerstagabend zum Start des Internationalen Basler Figurentheaterfestivals auftrat, macht es sich die mittelgrosse Puppe am liebsten auf ihrem mitgebrachten Mini-Klavier gemütlich. Allerdings erst, nachdem sie dramatisch aus einem übergrossen Ei geschlüpft ist. Ein Unterfangen, das nicht nur durch die langen Gliedmassen der Gräfin erschwert wird, sondern auch dazu führt, dass ihre Frisur aus der Fassung gerät.

Von ihrer erhöhten Position schaut die dauerrauchende Gräfin auf ihr Publikum und verkündet Folgendes: Der Plan des Abends sei es, ein neues Universum entstehen zu lassen. Mit Hilfe von «ihrer» Puppenspielerin Oberhoff

und der musizierenden Goldigen Lilith soll das Experiment erfolgreich durchgeführt werden. Viel mehr als ein Ei, etwas Schwarzpulver, Mehl und ein paar Batterien brauche man dazu nicht.

Wüste Lieder, derbe Texte

Doch ganz so zielstrebig in Richtung eines neuen Universums verläuft der Abend dann doch nicht. Denn nebst ihren schöpferischen Kenntnissen trägt die Handpuppen-Gräfin auch gerne Lieder vor, die gerne wüst und wild sein dürfen. Dabei verbiegt sie sich theatralisch in alle Richtungen und erzeugt kleine Rauchringe mit ihrer Zigarette. Humorvolle, musikalische Einlagen mit derben Texten, die an diesem Abend für Abwechslung sorgen.

Abgesehen davon merkt man jedoch bald, dass weder die Gräfin noch ihre Puppenspielerin Stefanie Oberhoff viel von hastigen Angelegenheiten halten. Die Gräfin lässt sich bei ihren Unternehmungen betont lange Zeit. So lange,

dass der Spannungsbogen in Mitleidenschaft gezogen wird. Denn eigentlich wartet man immer noch auf den Übergang in das neue Universum.

Doch dieser mag und mag nicht kommen. Vielmehr wird auf der Bühne gebastelt, kleine Töpfe werden herumgeschoben und Kabel verlegt – eben um den Zugang in die neue Wirklichkeit zu ermöglichen. Als es dann endlich soweit ist und eine kleine Explosion dem Spiel sogar wieder etwas Tempo verleiht, verpufft die Aufregung jedoch so schnell wie der Zigarettenrauch der alten Gräfin.

Das Anfangs noch strukturierte Vorhaben verliert endgültig an Form, wirkt zunehmend planlos und zieht sich in die Länge. Ob es sich dabei lediglich um ein falsch programmiertes Zeitgefühl des neu geschaffenen Universums handelt, bleibt fraglich.

Basler Figurentheaterfestival, bis 24. 9., verschiedene Spielorte.
www.figurentheaterfestival.ch